

Maurice E. Müller: EIN BIELER ZWISCHEN OSTEOSYNTHESE, HÜFTPROTHESEN UND PAUL KLEE

«Ich kann nicht operieren ohne Zeichnung»

1998 ging es wie ein Lauffeuer durch die Schweiz: Der Chirurg Maurice E. Müller finanziert das Paul-Klee-Museum in Bern. Was viele hier vergessen haben: Der Stifter wuchs in Biel-Vingelz auf.

■ INTERVIEW: ANNELISE ZWEZ

Es war anlässlich der Auszeichnung von Violette Bangarter mit dem «Preis für kulturelle Verdienste» der Stadt Biel im Januar dieses Jahres, dass manche über die Anwesenheit des weltweit bekannten Berner Orthopäden und Paul-Klee-Museum-Stifters Maurice E. Müller staunten. Nur die ältere Generation wusste: Die beiden sind als Geschwister an der Neuenburgstrasse aufgewachsen. Im Gespräch erzählte der einstige «Chef der Vingelzer Bande» von seinen Wurzeln, seinem Leben und wie er als Wissenschaftler nun plötzlich zum Etikett «Kulturmenschen» kam.

Durch die bahnbrechenden Erneuerungen, die Sie seit den 50er-Jahren in die Behandlung von Knochenbrüchen und den Einsatz von künstlichen Gelenken einführt, sind Sie heute ein von unzähligen Universitäten ausgezeichnete Wissenschaftler. Ihre Jugend verlebten Sie jedoch in Biel. Welche Wurzeln verbinden Sie mit dem Seeland?

Die Familie meiner Mutter – eine geborene Huguenin – entstammt einer Uhrmacherfamilie, die im 19. Jahrhundert von Le Locle nach Biel kam. Sie schuf sich hier mit der Uhrenfabrik Huguenin, die es heute noch gibt, einen Namen. Das ist meine frankophone Seite. Die Müllers be-

trieben eine Mühle im Zürcher Oberland. Es war der Bau des Bieler Bahnhofs, der meinen Grossvater hierher lockte. Er betrieb ab 1881 in Vingelz einen Engros-Handel. Vis-à-vis des «Beau Rivage» waren seine Lager.

Mein Vater war jedoch wie ich. Er ging früh weg. Obwohl er kaum Geld hatte, schaffte er es mit 15 Jahren nach St. Louis, Missouri, und liess sich dort zum Arzt ausbilden. 1915 kehrte er nach Biel zurück, um als Wachtmeister der Kavallerie einzuzurückern. Da seine Ausbildung hier nicht anerkannt wurde, übernahm er – in gewissem Sinn unfreiwillig – die väterliche Engros-Handlung. Eigentlich wollte er etwas Eigenes schaffen. Das äusserte sich dann darin, dass er die Handlung, nicht zuletzt unter dem Druck der Migros, in den 20er-Jahren am selben Ort in die Papierfabrik Jacques Müller AG umwandelte. (Diese befindet sich heute unter dem Holding-Dach der Petroplast AG in Madretsch, Anm. d. Red.)

Sie haben eine französische und eine deutschschweizerische Seite in sich. Wer hat Sie erzogen, der Vater oder die Mutter?

Meine Mutter war eine begabte Geigerin. Sie gab Konzerte und unterrichtete zeitweilig am

Meine Mutter hiess uns glücklich zu leben nach den Geboten von Moses.

Hof von Victor Emmanuel in Florenz. Sie sprach neben Französisch fließend Italienisch. Deutsch zu sprechen weigerte sie sich hingegen ein Leben lang. Sie war sehr fromm; die Bibel war ihr «livre de chevet». Sie hiess uns glücklich zu leben nach den Geboten von Moses.

Mein Vater aber war der Herr im Haus. Das lässt sich am besten mit einer Anekdote beschreiben: Als Erstklässler bat ich meine Mutter um ein paar Centimes, doch sie verwies mich an Vater. «Eine gute Idee», meinte dieser, «komm morgen ins Büro.» Ich sollte mein Säckgeld mit dem Einstecken von Enveloppen verdienen. Nach zwei Stunden wollte ich meinen Verdienst, doch der Vater akzeptierte nur 3 der 10 Bündel à 1 Rappen und sagte, er bezahle erst ab 5. Das war eine gute Schule. Mit der Zeit lernte ich dazu und schon bald brachte ich erste Kameraden mit. Später züchteten wir auch Kaninchen und gründeten die «Bande de Vigneule» (jedes Quartier hatte damals seine «Bande»).

Haben Sie mit der Wahl des Medizinstudiums quasi erfüllt, was Ihrem Vater nicht gelang?

Natürlich kannte ich seine Anatomiebücher. Mitentscheidend war aber auch die Sonntagsschullehrerin, die uns nach einem Aufenthalt bei den Kopten in Ägypten viel von Afrika erzählte; wie arm die Leute dort seien, es keine Ärzte gebe usw. Da beschloss ich, Arzt, nein, Chirurg in Afrika zu werden.

Sie studierten in Neuchâtel, in Bern und schlossen in Lausanne ab. Man sagt, Sie seien schon während des Studiums ein ausserordentlicher Zauberer gewesen. Wie kommt das?

Um auf das erste Propé zu büffeln, weil ich mit Kollegen in einem Chalet im Berner Oberland,

Da gab es ein Buch des berühmten Zauberers Robert Houdin. Es gelang mir, die Tricks zu kopieren und ich erkannte, dass man damit die Fingerfertigkeit – etwas Wichtiges für einen Chirurgen – trainieren kann. Vor allem während der Aktivitätszeit unterhielt ich meine Freunde mit Zauberstücken.

Nach dem Krieg gingen Sie nach Afrika, ans Spital Jimma in Addis Abeba. Was hat die Erfüllung der Jugendvision gebracht?

Ich war immer besesselt davon, Menschen in Schwarzafrika, den Ärmsten der Armen zu helfen. Überdies dachte ich, ich sei nun infolge Aktivdienst lange genug eingesperrt gewesen. Medizinisch brachte der Aufenthalt in Äthiopien vor allem die Möglichkeit Operationen auszuführen, wie ich sie in der Schweiz nie hätte machen dürfen. Im Übrigen heiratete ich 1946 in Addis Abeba meine Frau Martha.

Später haben Sie sich auf Knochenfrakturen spezialisiert und daselbst völlig neue Methoden eingeführt. Wie kam das?

Beindruckt hat mich eine Begegnung mit Robert Danis in Brüssel 1950, der damals Knochenbrüche mit Druckplatten an Stelle von Gipsverbänden fixierte und mit eigens konstruierten Instrumenten arbeitete. Diese Methode übernahm ich und entwickelte sie weiter. Von Feinmechanikern liess ich Spanner, Halter, Schrauben, Nägel, Bohrer und später vieles mehr in höchster Präzision fertigen. Ein Zusammengehen von Praxis, Lehre und Industrie schienen mir von Anfang an selbstverständlich.

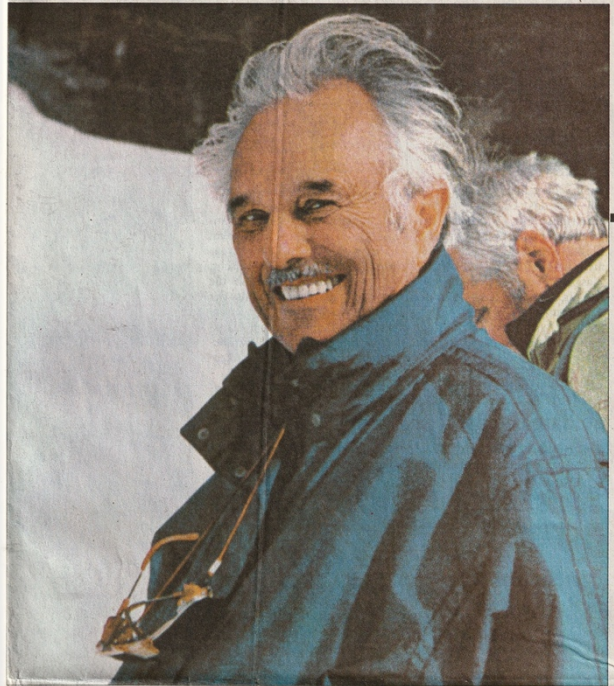
Dann sind Sie ja nicht nur Chirurg, sondern auch Erfinder?

Ach, meine ersten Erfindungen habe ich schon mit 20 Jahren gemacht. Damals gründete ich in Lausanne mit einem Cousin eine Neuheiten-Firma. Die «Fixta» entwickelte und vertrieb zum Beispiel Kravattenhalter. Da lernte ich, wie der Handel funktioniert, wie man etwas entwickelt, fabriziert, patentiert usw. Zeitweise hatten wir fünf Leute, die unsere Produkte an Messen demonstrierten. Mit der Mobilmachung zerfiel die Firma. Diese frühe Erfahrung kam mir später zugute.

1958 gründeten Sie mit den Berner Ärzten Robert Schneider, Hans Willenegger, Walter Bandi und weiteren Ärzten im Hotel Elite in Biel die Arbeitsgemeinschaft für Osteosynthesefragen (AO). Was ist darunter zu verstehen?

Es ging vorerst um die Entwicklung und die sachgemässe Handhabung eines neuen und anspruchsvollen Instrumentariums für die stabile Fixierung von Knochenbrüchen, womit sich die Gipsverbände erübrigten. Es ging aber auch um die exakte Dokumentation des Zustandes der Patienten vor und nach dem Eingriff sowie 4 und 12 Monate danach. Wegen den guten Resultaten wollten auch andere Chirurgen aus dem In- und Ausland die Methode besser kennen lernen.

Deshalb wurden in Davos theoretisch-praktische Ausbildungskurse organisiert, die der AO-Schule zum Durchbruch verhalfen. Das Instrumentarium wurde von den Konstrukteuren Robert Mathys, Bettlach, und Fritz Straumann, Waldenburg, für uns fabriziert. Ab 1965 liess ich meine Hüftprothese bei den Gebrüdern Sulzer in Winterthur in einer Speziallegierung herstellen. Verkauft wurde sie von der von mir neugegründeten Firma



Bis vor wenigen Jahren war Maurice E. Müller ein begeisterter Skifahrer. Unser Bild zeigt ihn während eines Helikopter-Skiausfluges in Kanada. Bild: zvg

Protex AG. Die Erträge flossen vollumfänglich in die «Fondation Maurice E. Müller für Forschung und Dokumentation in orthopädischer Chirurgie».

Der Erfolg war unaufhaltsam; Sie wurden Professor an der Universität Bern, operierten in der ganzen Welt, geben ihr Wissen vielseitigst weiter und wurden schliesslich mit Preisen und Ehrendoktorwürden überhäuft. Und nun treten Sie – für die meisten völlig unerhofft – als Kulturmäzen in Erscheinung und stiften die finanzielle Grundlage für das Berner Paul-Klee-Museum. Wie haben Sie das Werk von Paul Klee entdeckt?

Eigentlich verstehe ich nicht viel von Kunst. Ich kannte Paul Klee kaum. Es waren kanadische Kursteilnehmer im AO-Zentrum in Davos, die mir 1972 sagten, sie wollten unbedingt noch nach Bern, um die Werke von Paul Klee zu sehen. Und das wiederholte sich. Schliesslich ging ich auch ins Kunstmuseum, doch ich konnte die Bedeutung Klees damals noch nicht erkennen; seine Arbeiten schienen mir verwandt mit jenen von Adolf Wölfli.

Da muss dann aber irgendwann etwas ganz Entscheidendes passiert sein?

Das kommt ganz Verschiedenes zusammen. Bis 1989 war ich nie reich und hatte kein Verhältnis zum Geld. Ich brauche für mich selbst wenig. Nach dem Verkauf der Aktien der Protex AG an die Firma Sulzer hatte ich aber plötzlich sehr viel Geld zur Verfügung, das angelegt werden sollte. Mit einem Teil wollte meine Frau und ich im neuen Wohnquartier Schöngrün ein Zentrum mit Seniorenwohnungen und Kulturinstitutionen finanzieren. Nach langen Verhandlungen wurde das Projekt aufgegeben. So blieb da rund 10 000 Quadratmeter ungenutztes, offenes Land. In desel-

ben Zeit erfuhr ich, dass Livia Klee die Werke ihres Schwiegervaters der Öffentlichkeit übergeben wollte und dass ein Museum gebaut werden sollte. Ich wurde eingeladen; diese Werke einzusehen und ich sah nun plötzlich wie Paul Klee gearbeitet hat, dass er jedes Blatt exakt beschriftete, jeden Titel selbst einsetzte, jedes Bild sorgfältigst dokumentierte.

Auch eine Operation ist Kunst.

Er plante seine Zeichnungen, wollte etwas ganz Bestimmtes damit ausdrücken. Das hat mich beeindruckt. Auch ich habe immer gezeichnet. Ich konnte nie operieren, ohne vorher das gewünschte Ergebnis zu zeichnen. Eine Operation will geplant sein, es muss alles passen. Auch eine Operation ist Kunst. Daraus entstand die

Idee, das vorhandene Land im Schöngrün für ein Paul-Klee-Museum zur Verfügung zu stellen und den Bau mit einem Betrag von 40 Millionen Franken zu finanzieren.

Die Diskussion um den Standort des Museums und die Wahl des Architekten Renzo Piano ist eine andere Geschichte. Interessanter scheint die Frage, warum die für die Realisierung des Museums gegründete Stiftung Maurice E. und Martha Müller Stiftung heisst. Wollten Sie Ihre Frau ganz bewusst mit einbeziehen?

Einerseits musste sie mitunterschreiben und andererseits kennt sich meine Frau in Kunst und Architektur viel besser aus. Sie hat mich immer wieder animiert, mit ihr verschiedene Kunstmuseen zu besuchen. Sie hat auch bereits mehrere Skulpturen (u.a. von Oscar Wiggli und Alicia Penalba) gekauft, die im Skulpturen-Park rund um das Museum ihren Ort finden sollen.

Von Nägeln und Schrauben

azw. In der von der Firma Gassmann AG gedruckten Festschrift zum 25-Jahr-Jubiläum der Arbeitsgemeinschaft für Osteosynthese schreibt Robert Schneider über die Anfänge der AO: «Im Anschluss an einen Besuch bei Robert Danis im Februar 1950 war M. E. Müller nicht nur von den Resultaten der Druckplatte am Vorderarm nach interfragmentärer Kompression beeindruckt, sondern auch von den von Danis mit Simal entwickelten Instrumenten.

Schrauben und die ersten speziell gebogenen Knochenhebel mit breitem Schabbel. 1953 folgten drei Raspatoren und verschiedene gerade und gekrümmte Meissel. 1954 entstand das Coxometer mit beweglichem Pendel und dem Röntgenischometer.

Er entwickelte anschliessend zusammen mit dem Messerschmid Zulauf in Langenthal 1952 die äusseren Gewindesteiner mit Steinmann-Nägeln und Festhalter, die Schanzschen

Im gleichen Jahr entwickelte Müller vorgeschliffene Dreikanthoher für Osteotomie, Messdreiecke mit verschiedenen Winkeln und ein dreidimensionales Zielgerät zur Einsetzung der Schanzschen Schrauben in der gewünschten Richtung. Als Motor wurde erstmals der mit Pressluft oder Sauerstoff getriebene Desoutter-Motor verwendet.»